

Die Eingangstore der Wohnanlage „Le Medi“ in Rotterdam werden nicht geschlossen.

Foto: Stefan Müller

Le Medi

In den Niederlanden sind Immigranten längst eine Zielgruppe auf dem Wohnungsmarkt. Architekten und Wohnungsbaugesellschaften haben, so scheint es, zunehmend weniger Berührungsängste gegenüber nicht-westlichen Bautraditionen. Wohnanlagen wie „Le Medi“ und „De Oriënt“ könnten Modelle sein für die Aufwertung migrantisch geprägter Viertel: Mit einem expressiven Formenvokabular und halböffentlichen Außenräumen sprechen sie eine neue städtische Mittelschicht an, die aus sehr unterschiedlichen Gründen nicht in die Suburbia ziehen will.

Multikultureller Wohnungsbau in den Niederlanden

Text Sabine Meier

*Neben der großen Gruppe von Einwohnern, die einen deutschen Hintergrund haben (380.000), bilden Einwohner mit türkischem (389.000), indonesischem (380.000), marokkanischem (356.000) und surinamesischem (345.000) Hintergrund die größten Zuwanderungsgruppen in den Niederlanden. Die meisten von ihnen leben heute in der Randstad, dem Ballungsgebiet im Westen des Landes, zu dem Amsterdam, Rotterdam, Den Haag und Utrecht gehören.

In Bospolder-Tussendijken, einem migrantisch geprägten Viertel im Rotterdamer Westen, ist eine Anlage mit Eigentumswohnungen entstanden, die offensiv auf nordafrikanische Motive Bezug nimmt: „Le Medi“ ist eine Mischung aus niederländischem Baublock und „arabischen“ Elementen wie den elliptischen Bögen der Eingangstore, den Backsteinfassaden in warmen Farbtönen und dem Brunnen im Innenhof. Ein Immigrant aus Marokko und ein niederländischer Architekt waren die Initiatoren. Obwohl das Bauen für und mit Immigranten in den Niederlanden nicht ungewöhnlich ist, haben Hassani Idrissi und Jeroen Van der Burg viel Überzeugungsarbeit leisten müssen. Das Auftraggeberkollektiv, bestehend aus der Gemeinde Rotterdam, zwei Wohnungsbaugesellschaften und einem privaten Bauunternehmen, war anfänglich nicht davon überzeugt, dass dieses „exotische“ Motiv eine städtisch orientierte, multikulturelle Mittelschicht an den Standort binden könnte. Doch die Initiatoren haben Recht behalten: Sowohl Immigranten der zweiten Generation als auch Niederländer haben sich in „Le Medi“ eine Wohnung gekauft. Angst vor Ethnokitsch brauchten sie nicht zu haben. Die Initiatoren setzten alles daran, keine Disneyland-Architektur zu

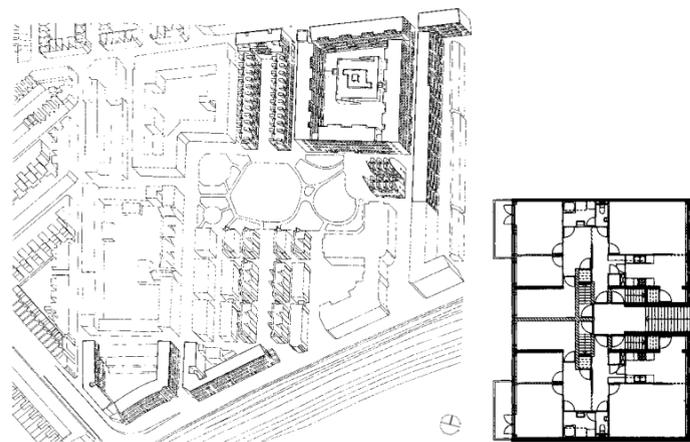
produzieren: Das Motiv wurde nicht nur als Vermarktungsstrategie und zur Fassadengestaltung genutzt, es bot auch eine strukturelle Vorlage für den städtebaulichen Entwurf.

Wie verhält sich „Le Medi“ zu anderen multikulturellen Wohnungsbauten in den Niederlanden? Warum wird diese Art von Symbolik akzeptiert? Ist der expressive Ausdruck von Multikulturalität à la „Le Medi“ womöglich ein zukunftsweisendes Modell der Stadterneuerung für migrantisch geprägte Viertel?

Die Anfänge multikultureller Wohnformen

In den Niederlanden leben circa 16,7 Millionen Menschen, über 20 Prozent haben einen Migrationshintergrund. Bis weit in die siebziger Jahre hinein wurde die Unterbringung von Immigranten zwar weitgehend von den Gemeinden organisiert und kontrolliert, es gab aber nicht den Anspruch, die Kultur der Immigranten im Wohnungsbau abzubilden. Das Minderheitengesetz von 1983 kategorisierte zunächst verschiedene Gruppen von „Minderheiten“, unter anderem so genannte Gastarbeiter, Flüchtlinge, Sinti und Roma, Wohnwagenbe-

Wohnsiedlung in Schilderswijk, Den Haag | 1993



Speziell für arabische Familien entwickelte Álvaro Siza Wohnungen, die man mit einer Schiebetür in zwei Bereiche teilen kann

Grundriss im Maßstab 1:500, Isometrie ohne Maßstab: Geurst & Schulze Architekten; Foto: Piet Rook

„Mi Akoma di Color“, Amsterdam | 2006



Die um einen dreieckigen Platz angeordnete Siedlung von Pattynama Ahaus Architekten ersetzt eine der Hochhauscheiben der Großwohnsiedlung Bijlmermeer

Fotos: Dirk Verwoerd

Expressives, multikulturelles Bauen gilt in den Niederlanden als wichtiger Bestandteil einer marktorientierten Wohnungspolitik

wohner, Surinamer und Molukken. Für jede Gruppe wurden spezielle Förderprogramme aufgelegt, um ihre jeweilige „Benachteiligung“ am Arbeits- und Wohnungsmarkt und in Bezug auf Bildungsangebote abzubauen. Damit wurde die Absicht verfolgt, Chancengleichheit zwischen den „Minderheiten“ und den Niederländern zu schaffen. Man legte den Grundstein für eine multikulturelle Gesellschaft.

Die räumliche Komponente dieser Politik war es, bestimmte städtische Gebiete, in denen mehrheitlich einkommensschwache Migrantengruppen wohnten, als „besonders benachteiligt“ zu kennzeichnen, diese erhielten bevorzugt finanzielle Förderung. In der Zeit des „Bauens fürs Quartier“, die auch in den Niederlanden auf die Proteste gegen die Kahl-schlagsanierungen solcher Gebiete folgte, initiierte Adri Dui-

vesteijn, Beigeordneter für Bau- und Wohnungswesen der Stadt Den Haag (1980–89), die Kampagne „Stadterneuerung als kulturelle Aktivität“. Es sollte nicht nur die bauliche Erneuerung im Mittelpunkt stehen, sondern auch die Kultur des Viertels, die vielfältigen (Wohn-)Kulturen der Bewohner sowie die Geschichte des Ortes. Mit partizipativen Verfahren hoffte man, Angebot und Nachfrage besser aufeinander abstimmen zu können und so dem Wegzug der Mittelschicht (und vor allem junger Familien) aus innerstädtischen Vierteln in die neuen suburbanen Wohngebiete wirksam entgegenzutreten zu können.

Diesem partizipativen und kulturellen Ansatz folgend wurden seither eine Reihe von Projekten mit Immigranten als Zielgruppe realisiert. Eines der ersten dieser Art war ein Wohnungsbau von Álvaro Siza (in Zusammenarbeit mit Geurst und Schulze, den Architekten von „Le Medi“) im zentrumsnahen Den Haager Viertel Schilderswijk, der 1993 fertiggestellt wurde (Heft 13.95). Die Repräsentation von nicht-niederländischer Kultur und Bautradition nach außen spielte hier noch eine sehr untergeordnete Rolle. Alvaro Siza reduzierte sie faktisch auf den geschwungenen Torbogen vor den

gemeinschaftlichen Treppenaufgängen. Die Grundrisse jedoch wurden nach den Wohnwünschen muslimischer Bewohner konzipiert: Die Räume sind um eine zentrale Halle angeordnet, die durch eine Schiebetür in zwei Bereiche geteilt werden kann, sodass Frauen sich zurückziehen können, wenn ihre Männer Gäste empfangen.

Seit diesem Projekt hat das Interesse an multikulturellem Wohnen enorm zugenommen. Ähnliche Projekte, mit mehr oder weniger intensiver Beteiligung, wurden in den letzten beiden Jahrzehnten auch für die inzwischen älter gewordene erste Generation von Zuwanderern realisiert, wie etwa das Wohngruppenprojekt „Wi Kontren“ für surinamisch-kreolische Bewohner, in den neunziger Jahren entworfen von den surinamisch-niederländischen Architekten Lucien Lafour im Auftrag der Allgemeinen Wohnungsbaugesellschaft (heute Stadgenoot). Bis heute gibt es Projekte, bei denen Immigranten ausdrücklich an Planungsprozessen beteiligt werden, wie die Wohnsiedlung „Mi akoma di Color“ (Mein farbiges Herz) von Pattynama Ahaus Architekten, die seit 2006 im Amsterdamer Stadtteil Bijlmermeer eine der prägnanten wabenförmigen Hochhauscheiben der Großwohnsiedlung aus der späten Nachkriegszeit ersetzt. Hier gründeten Bewohner mit unterschiedlichen ethnischen Hintergründen ein Kollektiv, um gemeinsam mit der Wohnungsbaugesellschaft Rochdale und der Stadtteilverwaltung Amsterdam-Südost sowohl Sozial- als auch Eigentumswohnungen zu realisieren.

Vermarktung von Multikulturalität

Seit der Jahrtausendwende hat sich das politische Selbstverständnis dieser multikulturellen Gesellschaft zusehends verändert – durch die Auswirkung von 9/11, aber auch durch den Wahlerfolg des Rechtspopulisten Pim Fortuyn, seine Ermordung in 2002, die Ermordung des Filmemachers Theo van Gogh in 2004 und den Wahlerfolg des Rechtspopulisten Geert Wilders 2006. Die Betonung liegt heute auf der Förderung von Anpassung und Selbständigkeit von Zuwanderern und kaum noch auf dem Erhalt der Kultur ihrer Herkunftsländer. Trotz oder gerade wegen dieser politischen Veränderung bleibt die Stadterneuerungspolitik darauf ausgerichtet, der Segregation von (Migranten-)Gruppen – sowohl einkommensschwacher als auch einkommensstarker – entgegenzuwirken. Neben der räumlichen Erneuerung soll die sozialökonomische Position des gesamten Viertels verbessert werden. Nach wie vor stehen dafür auch staatliche Subventionen zur Verfügung, seit 1997 jedoch in stark reduziertem Umfang. Die „soziale Mischung“ soll nun vor allem durch die Reduzierung von Sozialwohnungen und den Bau von Eigentumswohnungen, mit Gärten oder großen privaten Außenbereichen, sichergestellt werden.

2002 gab die niederländische Regierung eine Studie in Auftrag, die die Frage klären sollte, wie multikultureller Wohnungsbau in diese neue nationale Wohnungsbaupolitik zu integrieren sei. Die Antwort lautete, dass man multikulturelles

De Oriënt, Den Haag | 2011



100 Eigentumswohnungen, geplant von WAM Architekten, für die Zielgruppe der surinamisch-hindustanischen Käufer im Viertel Transvaal

Plan im Maßstab 1:5000: Architekten; Fotos: Luuk Kramer



Bauen nicht nur funktional, sondern vor allem expressiv auffassen sollte. Diese Art des Bauens sei als wichtiger Bestandteil einer marktorientierten Wohnungsbaupolitik zu fördern – auch unabhängig von den Erwartungen an die Zuwanderer, sich einzugliedern.

Diese Verschiebung in Richtung eines marktorientierten Wohnungsbaus findet mehr oder weniger stromlinienförmig statt. Sozialwohnungen werden durch neu gebaute Eigentumswohnungen ersetzt oder in solche umgewandelt, die Gemeinden (Grundeigentümer) teilen Entwicklungskosten und Profit mit den Wohnungsbaugesellschaften (Eigentümer der Sozialwohnungen) und mit kommerziellen Bauunternehmern. Alle Parteien eines solchen Konsortiums haben Interesse daran, die Wohnungen rasch abzusetzen, was jedoch nicht nur eine Frage der Qualität der Wohnung selbst ist. Auch die Qualität des Wohnumfeldes (sichere öffentliche Räume, gute städtische Infrastruktur, usw.) beeinflusst die Entscheidung von Mittelschichtbewohnern, zu bleiben oder wegzuziehen.

Immer mehr Gemeindeverwaltungen sind davon überzeugt, dass bei der Wahl des Wohnungsstandortes die Reputa-



Eines der beiden chinesischen Tore in Den Haag, gebaut im Auftrag der Stadt

Foto: Sabine Meier

tion eines Viertels entscheidend ist. Darum wird versucht, Multikulturalität als etwas Exotisches und Positives zu vermarkten. Die Den Haager Organisation „City Mondial“ ist eine der ersten, die „auf der Grundlage von Produkten und Diensten ethnischer Unternehmer“ ein städtisches Gebiet als „Tourismusprodukt“ lanciert, um die ökonomische Situation, den sozialen Zusammenhalt und den Ruf des Viertels zu verbessern. Die Gemeinde unterstützt diese Zielsetzung aktiv, gründete die Stiftung Chinatown und schrieb einen Wettbewerb für zwei chinesischen Tore aus, die im Jahr 2009 fertiggestellt wurden.

Le Medi und De Oriënt

Zu der Mittelschicht, die als Wohnungskäufer in multikulturellen Vierteln gewonnen werden soll, gehört auch die zweite Generation von Zuwanderern aus dem südamerikanischen Suriname, aus der Türkei und Marokko. Wie eine wachsende Zahl von Stadtbewohnern mit niederländischer Herkunft bevorzugen inzwischen viele von ihnen auch nach der Familiengründung die Innenstadt als Wohnort. Sie schätzen das

multikulturelle Umfeld und interessieren sich für innerstädtische, neu gebaute Eigentumswohnungen. Die Initiatoren des eingangs erwähnten Wohnungsbaus „Le Medi“ in Rotterdam haben sich diese Entwicklungen zunutze gemacht. Für die seit drei Jahren bewohnte Anlage bezog sich das Architekturbüro Geurst und Schulze auf die arabische Kasbah, indem sie sechs Reihenhauszeilen mit einer Mauer umgaben. Dadurch entsteht ein geschlossener Baublock, der einen kleinen Platz und zwei innenliegende Straßen einschließt. Diese Innenbereiche werden abends mit fünf Gittertoren verschlossen. Im Entwurf wurde versucht, eine kulturelle Synthese zu entwickeln: Die Architektur bezieht sich auf mediterrane und arabische Symbolik und Formensprache, die städtebauliche Form auf den Baublock, der in diesem Viertel traditionell vorhanden ist. Von Anfang an sollte „Le Medi“ eine kaufkräftige, aber ethnisch auch gemischte Mittelschicht ansprechen.

Welche Überzeugungsarbeit dafür geleistet werden muss, zeigt die Befragung von 24 Käufern, die im Jahr 2007 durchgeführt wurde. Alle Befragten hatten anfangs gezeigerte, in diesem „benachteiligten“ Viertel eine Wohnung zu kau-

fen, da sie sich einer Wertsteigerung ihrer Immobilie nicht sicher waren. Die Architektur und den Standort bewerteten die Befragten dabei sehr unterschiedlich, je nach Generation und kulturellem Hintergrund. Bei der zweiten Generation von Zuwanderern, die im Familienverband lebt (in den Niederlanden als ‚soziale Aufsteiger‘ bezeichnet) waren die Zweifel am Standort geringer als bei den meisten niederländischen Käufern. Sie schätzten die Nähe von Familie und Freunden und fürchteten in suburbanen Vierteln Stigmatisierung aufgrund ihres kulturellen Hintergrunds. Die Angst vor Stigmatisierung manifestierte sich jedoch auch in ihrer anfänglichen Skepsis gegenüber dieser Art von Symbolik. Die Tatsache, dass auch viele Mittelverdiener niederländischer Herkunft in „Le Medi“ eine Wohnung kauften, nahm ihnen diese Angst, bedeutete das für sie doch eine Verbesserung ihres eigenen sozialen Status’.

Die zweite Gruppe der Befragten, junge Niederländer ohne Kinder, hatte mit der Zurschaustellung einer mediterranen und arabischen Kultur kein Problem, im Gegenteil. Gerade der Ausdruck einer anderen als der niederländischen Kultur in der Architektur der eigenen Wohnung kommt ihrem



93 Eigentumswohnungen, die sich zum großen Innenhof und zu internen Gassen orientieren: „Le Medi“ von Geurst & Schulze Architekten

Plan im Maßstab 1:5000: Architekten; Foto: Stefan Müller



Im Maßstab und bei der Materialwahl fügt sich die Straßenfassade von „Le Medi“ in die Umgebung ein. Rechts: Häuser an der internen Wohnstraße

Fassadenabwicklung: Geurst & Schulze Architekten;
Fotos: Stefan Müller

kosmopolitischen Selbstbild stark entgegen. Sie wollen sich von den „langweiligen“ Mittelverdienern, die in die Reihenhäuser der Vorstädte ziehen, unterscheiden und hatten dabei doch auch ihre Zweifel. Letztendlich fanden sie es beruhigend, mit ihrer Faszination für nicht-westliche Kulturen nicht allein zu sein und „wagten“ es, an diesem problematischen Standort eine Wohnung zu kaufen.

Die dritte Gruppe, niederländische Familien, pflegt ebenfalls einen städtischen und toleranten Lebensstil. Sie erklären sich solidarisch mit den multikulturellen Bewohnern des Viertels und wollen, sowohl auf finanziellem wie auf sozialem Gebiet, in dieses Viertel investieren. Sie sind aber, mehr als die ersten beiden Gruppen, auf soziale Sicherheit bedacht, vor allem auf die ihrer Kinder. Diese Bedenken werden durch die Tatsache zerstreut, dass der Innenhof nachts abzuschließen ist und auch tagsüber durch die „arabischen“ Tore symbolisch vom öffentlichen Raum getrennt ist. Doch Pforten allein haben nicht den Ausschlag gegeben. Die Anziehungskraft liegt auch in der Ästhetisierung dieser Abschließbarkeit. Der Vorstellung, in einer „gated community“ zu wohnen, wird durch die Metapher der nordafrikanischen Kasbah die Grim-

migkeit genommen. Nicht nur Intimität und Schutz wird gewährleistet, auch gesellschaftliche Distinktion kann so effektiv ausgedrückt werden.

Auch in der 2011 fertiggestellten Anlage „De Oriënt“ in Den Haag, sozusagen dem Nachfolger von „Le Medi“, war Sicherheit ein großes Thema. Um die Wohnwünsche der Zielgruppe, die hauptsächlich aus im Viertel Transvaal ansässigen surinamisch-hindustanischen Unternehmern bestand, zu inventarisieren, wurden Workshops organisiert und Fragebögen entwickelt. Neben dem Wunsch, eine „besondere“ Eigentumswohnung zu besitzen, die sich formal von den Sozialwohnungen der Umgebung (in diesem Viertel sind das hauptsächlich Zweispännertypen) unterscheidet, trat der Aspekt der sozialen Sicherheit in den Vordergrund. Der Delfter Architekt Wilfried van Winden, bekannt für seine poppige „Fusionarchitectuur“ (Heft 46.11, Hotel in Zaandam), entwickelte einen dreiecksförmigen Baublock, dessen Innenhof, und damit die Zugänge zu einem Teil der Wohnungen, mit Gittertoren abgeschlossen wird. Durch gusseiserne Fassadenelemente und glasierte Backsteinornamente wird optisch eine „orientalische Atmosphäre“ hervorgerufen, zugleich folgt der Baublock, wie beim Projekt

„Le Medi“, der ursprünglichen Bebauungslinie, und die Grundfarbe der Backsteinfassade ist ähnlich der anderer Bauten des Viertels.

Emotionale Aneignung

„Le Medi“ illustriert, wie eine besondere Architektur, gemeinsam mit einem ausgefeilten Marketing und einer städtebaulich abgeschlossenen und introvertierten Form, bestimmte Gruppen der niederländischen Mittelschicht dazu bewegen kann, sich in „benachteiligten“ Vierteln anzusiedeln. Der Erfolg beruht meines Erachtens auf drei Aspekten. Erstens wurde das Projekt in der Zeit vor 2008 realisiert, in der der regionale Wohnungsmarkt von Rotterdam und Umgebung relativ gut funktionierte. Es gab eine städtisch orientierte Mittelschicht, die ausreichend Kapital zur Verfügung hatte, um Eigentum zu erwerben – „De Oriënt“, das in der Zeit nach der Immobilienkrise fertiggestellt wurde, hat bereits größere Absatzschwierigkeiten, so dass hier ursprünglich zum Verkauf bestimmte Wohnungen derzeit auch zur Miete angeboten werden. Zweitens schaffen in „Le Medi“ die Reihenhäuser mit

privaten Gärten und einem sozial kontrollierten Innenhof ein Wohnumfeld mit einer Aufenthaltsqualität, die in innerstädtischen Rotterdamer Vierteln (zu Preisen zwischen 200.000 und 380.000 Euro, je nach gewählten Ausbauoptionen) selten zu finden ist. Drittens ist es den Initiatoren und dem Architekten gelungen, gerade durch die Synthese zwischen dem „vertrauten“ holländischen Baublock und „exotischer“ Formsprache eine breite Mittelschicht emotional anzusprechen: Die Bewohner mit niederländischem Hintergrund verbinden damit ein Ferien- oder Mittelmeergefühl, die Bewohner mit anderen ethnischen Hintergründen ein Gefühl des sozialen Aufstiegs – gerade weil sich die erste Gruppe diese Symbolik zu eigen macht und damit auch ein bisschen die Symbolik der Herkunft der Immigranten. ■

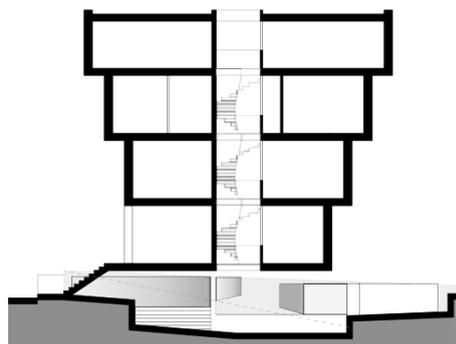
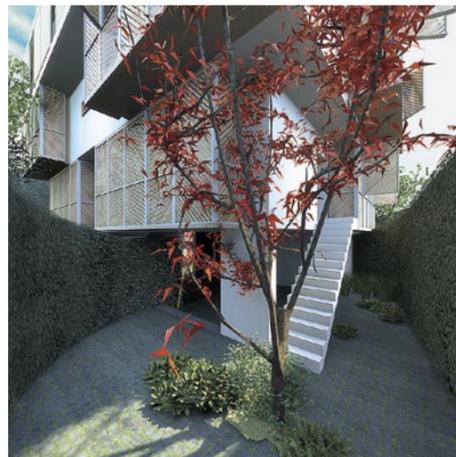
Der Vorstellung, „gated“ zu wohnen, wird durch die Metapher der nordafrikanischen Kasbah die Grimmigkeit genommen



Sabine Meier | ist Architektursoziologin und arbeitet an einer Dissertation zum Thema „Residential Hyperspace?“, die sich mit themengebundenem Wohnungsbau für die Mittelklasse befasst. Sie hat Architektur in Aachen und Zürich studiert und Soziologie in Amsterdam, wo sie heute lebt.

Transfers und Heimatgefühle

Auch in Deutschland entwickeln sich erste Ansätze, mit nicht-westlichen Bauformen und Typologien zu arbeiten. Gudrun Sack und Walter Nägeli haben für algerische Bauherrn ein Wohnhaus entworfen, das die Vorstellungen von Privatheit und Gemeinschaft in traditionellen muslimischen Familien aufnimmt.



Schnitt im Maßstab 1:333

Im Schloss Charlottenhof im Park von Potsdam findet man da und dort das bayerische Weiß-Blau im Dekor. Offenbar wollte der Architekt Karl Friedrich Schinkel der Gemahlin seines Bauherrn, Kronprinzessin Elisabeth Ludovika von Bayern, etwas geben, das Erinnerungen an ihre Heimat wachruft.

Das Dekor von einst verweist auf ein heute allgegenwärtiges Phänomen: Menschen verlassen ihren Kulturkreis, um in einem oft vollkommen gegensätzlichen zu leben und zu arbeiten. Fotos oder Gegenstände mit regionalem „Touch“, Heimatdevotionalien, bevölkern ihre Wohnungen, bilden Brücken zu einer aufgegebenen Lebensweise, die in der Erinnerung oft verklärt wird. Diese verklärten Erinnerungen werden von der nachfolgenden Generation noch verstärkt und als Widerspruch zur gelebten Wirklichkeit empfunden.

Kann man mit Architektur und Städtebau eine Brücke bauen, die mehr aushält als den Transport von Bildern? Wie kann unsere „Universalkultur“ mit ihren baulich fixierten Lebenswelten Bestandteile anderer Bauformen, andere Typologien integrieren? Uns steht ein großer Fundus an tradierten Bauweisen zur Verfügung, mit dem wir im Idealfall zu einer Integration ohne Identitätsverlust beitragen können.

Ein alltägliches Problem: Ein Grundstück in einer süddeutsche Kleinstadt, ehemals am Stadtrand gelegen und für die Bebauung mit einem Einfamilienhaus gedacht, soll nun aus wirtschaftlichen Gründen mit drei Wohneinheiten überbaut werden. Zwei alltägliche Lösungen: entweder drei Reihenhäuser oder drei Geschosswohnungen. Beide Lösungen erzeugen unterschiedliche Erschließungsmuster und damit unterschiedliche Kommunikationsformen. Drei Reihenhäuser hätten drei Eingänge, man lebte zwar dicht, aber unabhängig nebeneinander, Außen und Innen wären scharf voneinander getrennt, ebenso wie das Private vom Öffentlichen. Drei gestapelte Wohnungen wären zwar über ein gemeinsames Treppenhaus erschlossen, doch meistens haben diese Räume aus Effizienz- und Brandschutzgründen keinerlei Aufenthaltsqualität. Blicke nur noch der Garten als möglicher gemeinsamer Raum, in dem aber wegen der hohen Baudichte ein Gefühl der „Kontrolle“ aufkommen würde.

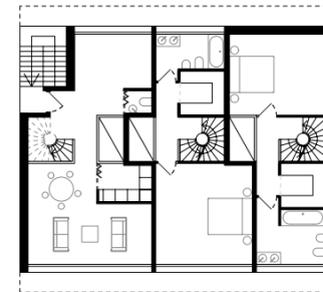
Traditionelles Element „Teilüberbaute Gasse“ – Transfererelement „Die umgekehrte Pyramide“
Die auskragende Bauform des Hauses soll viel Fläche des Geländes frei halten. So entsteht unter dem Gebäude ein Raum mit Aufenthaltsqualität. Zwei Lichtschächte dienen der Durchlüftung, sind aber zugleich Kommunikationsmittel zwischen diesem Raum und dem Inneren der Wohnungen.

Traditionelles Element „Hofhaus“ – Transfererelement „Gedoppelte Erschließung“
Im muslimischen Kulturkreis ist der Bereich der Familie besonders geschützt, Gästen bleibt ein halböffentlicher Raum vorbehalten. Im Rahmen eines Mehrfamilienhauses sollte der Gast zudem nicht die private Erschließung der anderen Wohnungen kreuzen. Diese Tradition führt hier zu einem geteilten Erschließungssystem mit einem privaten „inneren Weg“ und einem öffentlichen „äußeren Weg“. Der teils in den Hang eingeschnittene Raum unter dem Haus ist als Gemeinschaftsfläche der Familien gestaltet, über drei private und sichtgeschützte Höfe, die auch als Gartensitzplätze dienen, werden die drei Wohnungen erreicht.

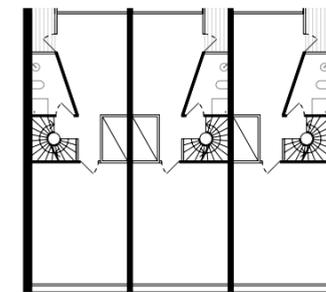
Traditionelles Element „Gastraum“ – Transfererelement „Geteiltes Wohnzimmer“
Zwischen öffentlichem Eingang und dem Inneren der Wohnung liegt ein kleiner Gastraum, den Schiebetüren mit dem Wohnraum verbinden – eine einfache Variante des bürgerlichen Salons.

Traditionelles Element „Verborgener Blick aus dem Holzker“ – Transfererelement „Veränderbare Fassade“
Mit feinen Holzlattenrosten versehene Fenster, die an türkische Erker erinnern, ermöglichen den geschützten Blick nach außen, sie können aber auch komplett geöffnet werden. Die Bewohner bestimmen selbst den Grad der Transparenz, ohne dass dadurch räumliche Qualitäten verloren gehen. *Gudrun Sack, Walter Nägeli*

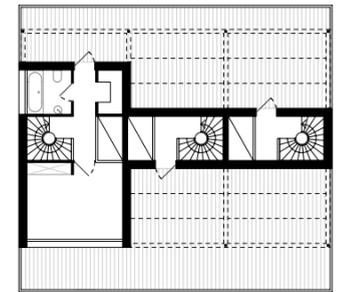
NÄGELIARCHITEKTEN, Berlin / Karlsruhe | beschäftigen sich seit Jahren mit neuen Wohntypologien, auch im interkulturellen Bereich. Derzeit untersuchen sie mögliche strukturelle Einflüsse auf moderne Architektur durch islamische und afrikanische Kulturen.



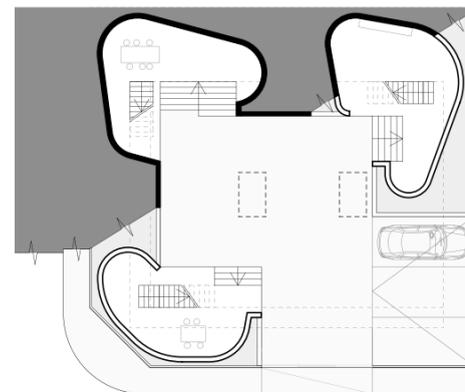
1. OG



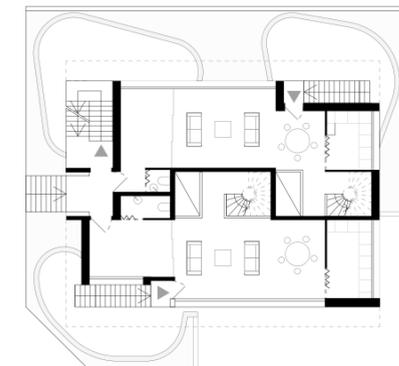
2. OG



Dachebene



Sockelgeschoss



Erdgeschoss

Zwitter aus Reihenhäuser und Geschosswohnung: drei Wohneinheiten mit differenzierter Erschließung und Übergängen von halböffentlichen zu privaten Räumen. Oben: die Eingangszone im Sockelgeschoss

Grundrisse im Maßstab 1:333